

1. Vorlesung

Soziologische Entzauberung; ein großes Wort, aber Begriffe sind Unterscheidungen; können Systeme lieben?; das Kopfsausen der Liebe; Erleben erlebende Systeme und ›doofe‹, aber ultrakomplexe Systeme; konkurrenzloses Bewußtsein; verstümmelte Margueriten; Liebeskomplikationen auf Bahnsteigen; die Dauerpräsenz der Liebe; befremdliche Verrücktheiten; kochende und wallende Hormone; eine Nymphomanin; wieder einmal Mandy Küstrin; eine seltsame Ontologie und eine Absetzbewegung.

Meine Damen und Herren, ich begrüße Sie recht herzlich zum Semesterbeginn. Ich freue mich, daß Sie so zahlreich erschienen sind, denn ich hatte vermutet, das Thema dieser Veranstaltung würde angesichts der Freiheit und Offenheit, mit der heute das Thema Liebe und Sexualität in der Gesellschaft verhandelt wird, keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlocken, geschweige denn jene angehende intellektuelle Elite, die Sie, die Studierenden, verkörpern. Ganz abgesehen davon, befinden sich die meisten von Ihnen in jenem zarten Alter, in dem bevorzugt ›gelebt‹ wird, was hier notgedrungen im grauen Gewand der Theorie einherkommt. Jedenfalls ist das mein Eindruck, wenn ich abends über den Campus gehe. Und die anderen, die nicht mehr ganz in diesem turbulenten Jahren sind, haben zumindest Erfahrungen (beziehungsweise immer noch mitlaufende Routinen in rebus amoris), auf die man sich vielleicht nicht so gern in theoretischer, also in desillusionierender Form besinnt.

Aber das, ich sage das gleich vorweg, wird der Fall sein: Ernüchterung, Entzauberung, kurz: Theorie, noch dazu soziologische und gar noch systemtheoretische Theorie. Worauf Sie sich einlassen, wenn Sie hier teilnehmen wollen, das ist nicht die Poesie der Liebe, nicht der seltsame Kitzel des Redens über Sexualität, das ist wissenschaftliche Prosa, die nur einen Effekt hat, den dieser oder jene schätzen wird, daß wir nicht um die Dinge herumreden können und wollen, die es zu bezeichnen gilt. Ich werde nicht überall politisch korrekt sein, ich werde nicht jedermanns, jederfraus Ge-

1. Vorlesung

fühle schonen können. Es wird ohnehin, wenn ich das vorab so sagen darf, in diesen Dingen zu viel geschwemelt und geschwafelt. Wir werden es jedenfalls nicht mit einer Ontologie der Frau, des Mannes, der Liebe, der Sexualität, der Familie etc. zu tun bekommen, sondern mit Systemen, mit der fungierenden Selbstbeobachtung, Selbstbeschreibung dieser Systeme, letztlich also mit Unterscheidungen, die gerade dies nicht sind: Identitäten.

Meine Hoffnung ist, daß diese Unterscheidungen Sie in die Lage versetzen werden, bestimmte Probleme von Intimität unter modernen gesellschaftlichen Bedingungen besser verstehen, besser einordnen zu können, eine Hoffnung also auf Distanzierungsgewinne, die, wie ich glaube, in Ihrem späteren Berufsfeld von Bedeutung sein können – vielleicht im Leben überhaupt. Denn wenn man etwas über Liebe, Intimität, Sexualität, Familie sagen kann, ohne groß nachzudenken, dann ist dies wohl, daß es kein Menschenleben gibt, das durch diese Dinge nicht um- und umgewirbelt würde, das nicht seine wenigen Verzückungen und seine vielen Leiden gerade von ihnen her bezöge, weltweit, würde ich mich getrauen zu sagen, in welchen Formen auch immer. Nur noch der Tod, die Vergänglichkeit scheint ein ähnliches Gewicht zu haben, aber es ist nachgerade symptomatisch, daß die Liebe und der Tod topologisch zusammengehören, wie es uns ja Freud noch einmal in der Antithese von Lebenstrieb (Eros) und Todestrieb (thantos) vorgeführt hat.

Aber bevor ich beginne, die unvermeidlichen Präliminarien: Wie immer biete ich begleitende Kolloquien an, in denen (ohne die Möglichkeit, dafür Scheine zu erwerben) die theoretischen Hintergründe schärfer gestellt werden können, in denen wir aber vor allem Texte lesen. Am Ende der Vorlesung finden Abschlußkolloquien statt, die die Bedingung der Möglichkeit des Scheinerwerbs sind. Alle, die hier versammelt sind, haben die Möglichkeit, an mich zu schreiben. Ich werde jeweils zu Beginn der Vorlesung auf die mir zugegangenen schriftlichen Einwände, Anregungen, Ergänzungen eingehen. Mitunter werde ich in der Veranstaltung Autoren nennen, hoch verkürzt und an der Tafel kaum zu entziffern. Aber diese Schwierigkeit bereite ich mit Absicht, denn ich wünsche mir, daß Sie selbst auf die Suche gehen und sich mit den Dingen beschäftigen, die diese Wissenschaftler diskutiert haben –

Sie sich selbst mit dem Ziel, in Konfrontation mit diesen Texten eigenes Denken zu erlernen, sei es durch die Wut, sei es durch die Faszination, sei es durch Zuneigung. Aber auf alle Fälle eigenes Denken. Ernst Bloch, aber auch Herr Adorno haben verschiedentlich auf die Notwendigkeit des Selbstdenkens aufmerksam gemacht. Schauen Sie nach! Ich selbst versichere Ihnen, daß ich mir wünsche, Sie in den Duktus eines bestimmten beweglichen und frechen und listigen Denkens einzuführen, und daß es mir in Prüfungen genau darauf ankommt. Wissenschaft, auch diese bizarre, die wir hier betreiben werden, ist kein Selbstzweck.

Wie immer ist es auch diesmal schwierig, einen Anfang zu markieren. In der Moderne können wir schließlich nicht mehr sagen, *was* die Liebe *ist*. Wir sind unfähig, die Identität der Liebe ohne Differenz (schon gar nicht: ohne historische Differenz) zu denken, als eine Substanz mit Akzidentien, als etwas, das sich klassifizieren läßt, nicht einmal als etwas, das als abgegrenztes Phänomen in einer Welt von Phänomenen vorkommt. Wir haben, wenn Sie so wollen, ein großes Wort (und viele anrainende oder familienhähnliche Worte), aber wir wären völlig überfordert, wollten wir nur auflisten, welche Gebrauchsweisen das Wort hat, in welchen Sprachspielen, in welchen Kommunikationsspielen es eingesetzt wird als eine Münze, die ihren Wert laufend ändert. Überall singt und klingt es von der Liebe, aber wir sitzen hier, ziemlich ratlos vor einer unglaublichen Vielfalt, in die wir mitunter selbst verwickelt sind als Menschen, die es mit den Konstruktionen, Strategien, Irrungen und Wirrungen, kurz mit der fürchterlichen Komplikation der Liebe (oder dem, was unter dem Wort zusammengefaßt wird) zu tun haben.

Nun hat aber schon Goethe gesagt, daß Worte sich einstellen, wo die Begriffe fehlen, und Begriffe, das sind Unterscheidungen. Die Liebe unterscheidet sich, und sie unterscheidet etwas, und wir werden in dieser und in den nächsten Vorlesungen nach dem, worin sie sich unterscheidet, und nach dem, was sie unterscheidet, fahnden müssen. Das gelingt nicht ohne ein Raster, eine Theorie, ein Netz von Unterscheidungen, und unsere zentrale Unterscheidung ist, wie Sie wissen, die zwischen dem System und seiner Umwelt. Dabei haben wir schon gleich zu Beginn ein interessantes Phänomen, nämlich, daß es uns schwer fällt, zu sagen, daß Systeme

1. Vorlesung

me lieben. Wir wollen wissen, wer das ist, der da liebt, und wir stellen uns dann Menschen vor, die sich im Zustand der Liebe befinden, die verzaubert sind, die zu lächelnden Telefonen rennen, sinnlose Zeichen in Bäume ritzen, sich an den Händen halten, Menschen, die in ein unprofessionelles Kopfsausen geraten sind, das sie wenigstens befristet zu nichts mehr tauglich macht.

Aber Systeme, liebende Systeme?

Unser Problem hängt schon zusammen mit dem, worüber wir später reden werden, mit der Konstruktion der romantischen Liebe, aber diese Rede können wir dann erst richtig verstehen, wenn wir Systemtypen unterscheiden, in unserem Fall: psychische von sozialen Systemen. Ein psychisches System, das kennen Sie schon aus vorangegangenen Veranstaltungen, das ist das Bewußtsein; ein soziales System, das ist so etwas wie die Gesellschaft, wie ein Kegelklub, das Internet, ein Volkshochschulkurs. Und wir haben uns daran gewöhnt, deutlich zu trennen zwischen Bewußtsein und Sozialsystem. Das sind zwei verschiedene Schuhe. Jenes System arbeitet auf der elementaren Einheit seiner Gedanken (Vorstellungen, Intentionen, Wahrnehmungen), es ist ein *erlebendes* System; dieses, das Sozialsystem, arbeitet auf den elementaren Einheiten, die Kommunikationen heißen, und es ist gerade nicht ein *erlebendes* System. Es nimmt nichts wahr, es ist sozusagen ›doof‹, aber extrem komplex, weitaus komplexer als jedes einzelne psychische System, weitaus komplexer auch als jedes erdenkliche technische System. Das mag der Grund sein, warum wir Soziologen mit einer gewissen Nonchalance über die Rede von den *hard sciences* und den *soft sciences* hinweggehen. Dies trifft uns nicht, wir haben einen hoch komplexen Gegenstand.

Aber immerhin, das psychische System ist ein ›erlebendes‹ System, und im Blick auf diese Qualität, dieses Erleben ist es konkurrenzlos, wenn wir denn einmal die Tiere und Pflanzen unberücksichtigt lassen, von denen wir nicht sicher sind, daß sie ein Erleben haben, das von ihnen (sozusagen noch einmal) erlebt wird. Denn das Besondere des Bewußtseins scheint ja gerade zu sein, daß es nicht nur einfach erlebt, sondern auch sein Erleben erleben kann, daß es in dieser Hinsicht also reflexiv ist oder, wie man auch

sagen könnte, seine System/Umwelt-Differenz intern zur Verfügung hat – zum Beispiel den Unterschied, den es macht, nicht einfach nur macht, sondern registriert und zur internen Informationsverarbeitung nutzt, also etwa das eigene Erleben nicht mit dem eines anderen Menschen verwechselt, sondern als Eigenes und Unverwechselbares qualifiziert, sogar als eines, dem es beklagenswerter Weise nicht entkommen kann und an dem beklagenswerter Weise aber auch niemand Anderer teilnehmen kann. Niemand ist schließlich ein Anderer. Der Andere, das ist eine bestimmte formale Struktur, aber an seiner Stelle ist der Andere kein Anderer. Zwei Liebende sind nicht füreinander Andere, sie sind einfach nur zwei differente und vom Bewußtsein her inkompatible Formen des Erlebens.

Aber wir wollen es uns nicht schon so schwer machen. Das Bewußtsein ist, wenn wir das auf der Haben-Seite verbuchen, ein konkurrenzlos erlebendes System, und von daher könnte man schließen, daß dieses Erleben die Form der Liebe annehmen kann, daß es einen Zustand, eine Struktur, einen Prozeß gibt, der das Erleben des Bewußtseins engführt auf wenige Unterscheidungen: Liebt Sie mich? Liebt Sie mich nicht...? So könnte ein Liebender über eine Wiese schreiten und die wundervollen Margeriten verstümmeln, die ihm der Frühling anbietet. Wenn das aber so ist, dann haben wir Grund, diese Vorlesung zu beenden. Liebe als Qualität des Erlebens, das könnten doch wohl mehr oder minder besser unsere Psychologen zum Thema machen, nicht gerade die Soziologie, der es kaum um Kopfstände gehen kann. Und wenn sich nicht die Psychologen darum kümmern, dann sind die Philosophen am Ball, die dann eine formale Bestimmung des liebenden Erlebens zu formulieren hätten.

Nun kann man aber in aller Ruhe davon ausgehen, es gebe das liebende Erleben, irgendein Bewußtsein strukturiere sich entsprechend. Seit einiger Zeit fahre ich auf Geheiß meiner Frau mit der Eisenbahn und nicht mehr mit dem Auto, und habe Gelegenheit genug, aus einschlägigem Verhalten von Paaren (auf dem Bahnsteig, im Abteil, im Wartesaal) auf interne Erlebenskomplikationen zu schließen, die man gemeinhin mit dem Titel ›Liebe‹ versieht, Komplikationen, die allerdings befristet zu sein scheinen, nicht nur, weil die Liebe nicht ewig währt, sondern auch deshalb,

1. Vorlesung

weil der Tagesablauf eines Menschen es wahrscheinlich sehr schwierig macht, den Kopfzustand ›Liebe‹ in einem fort aufrechtzuerhalten. Beim Rasenmähen? In einer Konferenz? Beim Schlachten? Beim Operieren? Beim Zigarettenanzünden? Immerzu? – Das wäre jedenfalls eine grandiose Leistung, diese Dauerpräsenz der Liebe, obwohl sie, wie wir später sehen werden, unter anderem auch gefordert wird: »Hast du an mich gedacht?« – »Immerzu!« – Und nicht: »In vorübergehenden Entlastungsphasen!«

Der Soziologe sieht zunächst nur die unglaubliche Unwahrscheinlichkeit, die in den Knoten ›Liebe‹ hineinverknötet ist. Warum wird so etwas sozial zugelassen und stabilisiert? Warum tut man sich das an? Und vor allem die Schlüsselfrage: Wie kommt diese verrückte Idee sozial und psychisch zugelassener Verrücktheit in das psychische System? Angeboren kann sie nicht sein, denn sonst müßte man in aller Welt und quer durch die Geschichte Verhalten finden (und eine damit verbundene Semantik), das in dieser Hinsicht relativ identisch ist, aber das ist mit Sicherheit nicht der Fall, darin unterscheidet sich Neuguinea von Groß Wesenberg, Japan von Spitzbergen, aber auch das antike Rom vom frühen Mittelalter, das Mittelalter von seiner eigenen Renaissance, in der Liebe eine seltsame Angelegenheit war, wenn Sie etwa an Abelaerd und Heloise denken. Und dies alles ist wieder etwas ganz anderes im 18. Jahrhundert, wieder anders im 19. und 20. Jahrhundert, und vermutlich wird es im dritten Jahrtausend noch etwas anderes sein, wofür sich die Anzeichen mehren.

Wir können diese Überlegung sehr einfach bündeln und festhalten, daß die Selbstbeobachtungen oder Selbstbeschreibungen psychischer Systeme gebunden sind an Formatierungen, die aus der sozialen Sphäre stammen. Es mag sein, daß Sie in sich idiosynkratische Bewußtseinszustände haben, aber Sie können sie zweifelsfrei nicht bezeichnen, ohne von sozialen Unterscheidungen Gebrauch zu machen. Sie hätten nicht einmal das Wort ›Liebe‹, wenn man es Ihnen nicht gesagt hätte. Sie könnten nicht flirten, wenn Sie das Spiel von angespielter, aber nicht realisierter Ernsthaftigkeit nicht gelernt hätten, das für diese Sozialform typisch ist. Stellen Sie sich einfach einen jungen Mann vor, der auf einem Schloß lebt, in dem ihm jede Referenz auf Liebe, jede Referenz auf das andere Geschlecht verweigert worden wäre. Die Hormone

in ihm mögen kochen und wallen, aber wenn man ihn plötzlich in die freie Wildbahn entließe, hätte er keinerlei Konzept, was denn nun anzufangen ist mit jenen fettreicheren, anders geformten Lebewesen, die es da draußen in Massen gibt. Er würde sich laufend in peinliche, ja gefährliche Situationen verwickeln, er würde die Sprache der Blicke, der Gebärden, des Zwinkerns, des Sich-Abwendens und gleichzeitig Zurückschauens, diese Strategien des Halb-und-Halb, er würde all dies nicht verstehen, weil er es intern nicht nur Verfügung hätte. Er könnte nicht einmal zwischen Liebe und Sexualität unterscheiden. Es ist im übrigen nicht ohne Interesse (versuchen Sie's jedenfalls mal), den jungen Mann in unserem Beispiel durch eine junge Frau zu ersetzen. Wäre alles dasselbe? Oder habe ich mit den kochenden Hormonen nicht schon zurückgegriffen auf *soziale* Beschreibungen, in denen Unterschiede zwischen Mann und Frau festgelegt werden? Was stellen Sie sich zum Beispiel unter einer Frau mit kochenden und wallenden Hormonen vor? Eine Nymphomanin? Oder: Würden Sie sich denken können, daß die junge Frau, hinaus ins Leben geworfen, nicht schon dem Urbild der Unschuld entspräche, eine Entsprechung, die mitunter immer noch goutiert wird, wenn Sie die Bizarrie der Kinderpornographie ins Auge fassen, die ja nur Sinn macht in den unentwirrbaren Mischungsverhältnissen von Reinheit und Verschmutzung?

Nun könnte jemand auf die Idee kommen, ein hartnäckiger und unbelehrbarer Ontologe, daß soziale Unterscheidungen eine Sache sind, aber die Qualität des Kopfzustandes »Liebe« eine andere. Im Blick auf meine Beispiele hieße das: Jener junge Mann hätte zwar kein Konzept, keine Unterscheidung der Liebe, aber als er Mandy Küstrin, an die Sie sich vielleicht aus meiner Vorlesung über Probleme der Weltgesellschaft erinnern, zum ersten Mal erblickt, liebt er – unabhängig davon, ob er dazu etwas sagen könnte. Ich halte es hier aber in gewisser Weise mit Einstein (oder auch mit Wittgenstein): Man muß mir das Verfahren nennen, mit dem ich dieses Phänomen beobachten könnte. Aber ich glaube nicht, daß es ein solches Verfahren gibt, denn mit ihm müßte die Schranke eines fremden Bewußtseins überschritten werden, das über seinen eigenen Kopfzustand nichts zu sagen weiß. Man müßte in diesen Kopf hineinschauen können, aber selbst, wenn es

1. Vorlesung

dazu ein Verfahren gäbe, müßten wir noch überlegen, mit welchen anderen Kopfständen wir diesen einen vergleichen müßten, um zulässigerweise über die Liebe jemandes zu sprechen, der gar nicht weiß, daß er liebt. Sie begegnen übrigens einem argumentativen Verhalten dieser Art recht häufig, immer dann, wenn jemand sagt: »Mag sein... aber in Wahrheit...in Wirklichkeit...« Hüten Sie sich vor solchen Strategien! Sie verkleistern entschieden Denkmöglichkeiten, weil sie in Behauptungen über das Sein hineinführen.

Lassen Sie mich schlußfolgern: Wenn es keine vertretbare Ontologie der Liebe gibt, dann könnten wir ja auf die Gegenseite gehen und uns fragen, welche sozialen Beschreibungen für Liebe zur Verfügung stehen, welche Unterscheidungen sozial wirksam sind, durch die wir Menschen (nein, nicht wir alle, sagen wir erst einmal: die Menschen der westlichen Hemisphäre) die Realität der Liebe konstruieren. Auch diese Formulierung gefällt mir noch nicht. Welche Art von Unterscheidungen kommen in der Kommunikation bestimmter sozialer Systeme so zum Einsatz, daß Bewußtseine sich als ›liebende‹ beschreiben können? Das wäre schon treffender. Vielleicht werden wir im Laufe der Vorlesung zu schärferen Formulierungen kommen. Für heute war mir wichtig, daß Sie die Absetzbewegung verstehen, die aus der psychoiden Beschreibung von Liebe (Beschreibungen, die einem sozialen Konzept aufsitzen) zur Soziologie führen. All das soll Sie aber nicht daran hindern, an diesem herrlichen Vorfrühlingstag der Liebe zu huldigen. Ich danke Ihnen.